

Die gebürtige Tschetschenin Maynat Kurbanova (Mitte) musste selbst vor 18 Jahren fliehen. Heute organisiert sie ehrenamtlich Wiener Stadtführungen für ukrainische Flüchtlingskinder



Foto: Julia Dröge/epic für DIE ZEIT

## Das Déjà-vu von Grosny

Der Ukraine-Krieg erinnert viele Tschetschenen an ihre eigene Geschichte. Gerade sie engagieren sich derzeit aktiv in der Flüchtlingshilfe VON SIMONE BRUNNER

Für eine Stunde sollten die Kinder den Krieg vergessen, aber ganz gelingt das nicht. Das Transparent, das auf dem Wiener Stephansdom hängt, ist nicht zu übersehen. »Stop war«, steht da in großen Lettern auf blau-gelbem Hintergrund. Dass die Farben für ihre Nationalflagge stehen, wissen die ukrainischen Kinder sofort. Im Vorbeigehen strecken sie ihre Köpfe hoch und versuchen, die englischen Wörter auf der Fassade zu entziffern. »Was heißt das?«, fragt ein Bub. »Stopp den Krieg«, übersetzt ein älteres Mädchen auf Russisch.

Es ist ein sonniger Sonntagnachmittag, als Maynat Kurbanova eine Kindergruppe durch die Wiener Innenstadt führt. Eine Frau mit wehenden roten Haaren, Kapuzenpulli und Kopfhörern im Ohr. Sie gibt den Kindern Rätsel auf, läuft mit ihnen durch die engen Gassen. Eine »Schatzsuche« in der österreichischen Hauptstadt. Manche Passanten blicken verwundert auf die Kinder, die über das Kopfsteinpflaster stürmen und aufgeregt auf Russisch und auf Ukrainisch »Hier! Hier!« rufen, wenn sie eine Station gefunden haben. Ein Fresko an der Wand. Einen Löwen an der Fassade. Das Mozarthaus.

Kurbanova weiß, wie es ist, als Flüchtling in der Fremde neu anzufangen. Vor 18 Jahren musste die Journalistin selbst aus ihrer Heimat fliehen. Nicht aus der Ukraine, sondern aus Tschetschenien. Manchmal, sagt sie, kommt ihr der Ukraine-Krieg wie ein Déjà-vu vor: die Bomben auf die tschetschenische Hauptstadt Grosny, die Propaganda im russischen Fernsehen und die große Flucht nach Europa. In eine fremde Welt, deren Sprache die meisten nicht beherrschten. Wie heute. Als die ersten ukrainischen

Flüchtlinge in Österreich ankamen, stand die 48-jährige am Wiener Hauptbahnhof, übersetzte aus dem Russischen und half, wo sie konnte. Über den Verein Ariadne, den Kurbanova im Herbst mitgegründet hat, werden Kurse und Stadtführungen für die Flüchtlingskinder organisiert. »Ein kleines Stück Normalität«, sagt sie.

Rund 35.000 Tschetscheninnen und Tschetschenen leben in Österreich, die Community ist damit eine der größten in Europa. Sie flohen während der beiden Tschetschenien-Kriege in den Neunziger- und den Nullerjahren. Die meisten von ihnen kamen vor der EU-Osterweiterung 2004 an, als Österreich noch an der EU-Außengrenze lag und es hier, im Gegensatz zu Deutschland, eine hohe Anerkennungsquote auf Asyl gab. Aber die Geschichte der Tschetschenen in Österreich ist keine einfache: Ressentiments und Rassismus auf der einen, aber auch Morde, Skandale und Bandenkriminalität auf der anderen Seite.

Doch derzeit sind es gerade viele Tschetscheninnen und Tschetschenen, die in der Ukraine-Hilfe tätig sind. Viele aus Mitgefühl, manche auch aus Eigeninteresse. Sie engagieren sich als Dolmetscher, Spendensammler, Lieferanten von Hilfsgütern. Oder, wie Kurbanova, als Fremdenführerin für Kinder. »Ich kam damals mit meiner dreijährigen Tochter an«, erinnert sich Kurbanova an ihre eigene Flucht. »Ich weiß, wie verloren man sich da fühlen kann.«

Als Journalistin dokumentierte Kurbanova den Krieg in ihrer Heimat. »In zwei Stunden«, prahlte 1994 der russische Verteidigungsminister, werde man in Grosny einmarschieren. Bis zum offiziellen Ende des Krieges dauerte es schließlich 15 Jahre, befreit durch die brutale Diktatur des Putin-treuen Ramsan Kadyrow. Kurbanova schrieb für die krenlkritische Zeitung *Nowaja Gaset*. Als sie

bedroht wurde, floh sie 2004 nach Deutschland, später nach Österreich. Es war wohl die richtige Entscheidung. Zwei Jahre nach ihrer Flucht wurde ihre Kollegin Anna Politikowskaja im Flur ihres Moskauer Wohnhauses erschossen. Kurbanova fing ein neues Leben im Exil an, heute ist sie Sozialarbeiterin, Journalistin und Autorin.

Die tschetschenische Community in Österreich ist wenig erforscht, abseits der Skandale interessierte man sich kaum für die muslimischen Kaukasier. Der größte Teil von ihnen sind Anhänger der Republik »Itschkerien«, schätzt der Politologe Thomas Schmidinger, jener Separatistenrepublik, die sich 1991 von Moskau lösen wollte. Diese Tschetschenen würden sich somit als logische Verbündete der Ukrainer im Kampf gegen Wladimir Putin sehen – nach dem Motto: Der Feind meines Feindes ist mein Freund.

Wie Huseyn Iskhanov. Der 65-Jährige sitzt in seinem Wohnzimmer in einem Gemeindebau im 14. Wiener Bezirk. Draußen wehen sich die Baumkronen im Wind, drinnen glänzen goldene Tapeten an den Wänden. Iskhanov kämpfte in Tschetschenien gegen die russische Armee, saß als Abgeordneter im tschetschenischen Parlament. 2004 floh er mit seiner Familie nach Österreich, sein jüngstes Kind war damals sechs Monate alt. Heute klickt er sich auf seinem PC durch alte Fotos von Anti-Putin-Demos in Wien und Warschau. Unten, im muffigen Keller, lagern noch die löchrigen Transparente: »Heute Tschetschenien, morgen Europa!« steht da. Oder: »Putin nach Den Haag.« Die Plakate malte er 2007.

Iskhanov träumt noch immer von »Itschkerien«, der unabhängigen Republik. Heute vielleicht noch ein bisschen mehr als damals. In Wien hat er einen gleichnamigen Kulturverein gegründet. Er sammelt schon lange Geld für ein Vereins-

lokal, aber die bisherigen Ersparnisse hat er kurzerhand in Hilfsgüter für die Ukraine gesteckt. Mit einem Kleinbus brachte er Lebensmittel und Medikamente ins westukrainische Lwiw, trat dort auch im Fernsehen auf. Aus Solidarität, aber auch aus politischem Kalkül: Wenn Russland den Ukraine-Krieg verliert und militärisch geschwächt ist – bekommen dann die Tschetschenen vielleicht doch noch ihre Republik?

Das ist auch der Grund, warum mit der russischen Invasion in der Ukraine sofort die Spekulation laut wurde, dass gerade die Exil-Tschetschenen sich auf der Seite der Ukrainer in die Schlacht werfen würden. Die *Kronen Zeitung* schrieb: »Austro-Tschetschenen ziehen als Söldner in den Kampf.« Und der Wiener FPÖ-Chef Dominik Nepp forderte im März: »Tschetschenen, die zur Kriegsteilnahme aufrufen, sofort abschieben.«

Es mag Einzelfälle geben, aber eine Massenbewegung an die Front sehen derzeit weder die Behörden noch Beobachter. Zwar werde »innerhalb gewisser Communitys seit Beginn des Kriegsgeschehens darüber diskutiert, sich ukrainischen oder russischen Truppen anzuschließen«, heißt es aus dem Innenministerium. Aber: »Konkrete Erkenntnisse, dass Personen bereits auf der einen oder anderen Seite an Kämpfen teilnehmen, liegen derzeit nicht vor.« Denn in Österreich sind die Gesetze streng: Wer im Ausland kämpft, riskiert, die Staatsbürgerschaft oder den Asylstatus zu verlieren. Einen Anhaltspunkt, dass gerade die als besonders kampfbereit geltenden tschetschenischen »Austro-Dschihadisten« (*Kurier*) in die Ukraine gingen, sieht der Politologe Schmidinger nicht. Als Konflikt zwischen orthodoxen Christen sei das für sie ein »Krieg unter Ungläubigen«, sagt er. Kein Dschihad.

Besuch beim Ältestenrat der Tschetschenen. Ein Gassenlokal im 20. Wiener Bezirk, an der Wand hängen Bilder prächtiger kaukasischer Berglandschaften. »Ramadan«, steht auf dem schwarzen Brett, daneben eine Aufforderung, für die Ukraine zu spenden. Jeden Sonntag versammeln sich hier, an einem langen Tisch, die 19 Vertreter des Wiener Rates der Tschetschenen und Inguschen. Manchmal aber auch Beamte des Innenministeriums, der Polizei und des österreichischen Integrationsfonds, mit denen der Rat kooperiert.

Schaikhi Musaitov, ein Mittsechziger mit einer schwarzen Takke, der muslimischen Kopfbedeckung, hat den Rat 2014 gegründet. Er erzählt vom Schmerz, den die Ukrainer aktuell durchleben und den die Tschetschenen schon so lange kennen würden. Im Krieg verlor Musaitov einen seiner Söhne. Dass die Tschetschenen in Österreich einen schlechten Ruf haben und es in der von Trauma und Krieg gebeutelten Community immer wieder Konflikte gibt, will er gar nicht leugnen. Im Ukraine-Krieg, sagt Musaitov, sehe er aber die Chance, sich öffentlich zu rehabilitieren. Wenige Tage nach der russischen Invasion schickte der Rat seine erste Hilfslieferung in die Ukraine, 13 Paletten mit Datteln, Fisch und Nudeln. Eine WhatsApp-Gruppe widmet sich der Flüchtlingshilfe. Und bald soll der nächste Transport starten.

Hat Musaitov recht? Birgt der Ukraine-Krieg tatsächlich die Chance auf eine Imagekorrektur der Tschetschenen? Einen »Integrationsclub« hält der Politologe Schmidinger zumindest für möglich: Denn immerhin würden sich viele Tschetscheninnen und Tschetschenen für eine Sache engagieren, die mittlerweile auch für die österreichische Mehrheitsgesellschaft anschlussfähig ist: für die Ukraine. Und gegen Putin.

ANZEIGE



Josef Höger, »Blick vom Garten auf Burg und Schloss Liechtenstein bei Mollnig«, 1844  
© LIECHTENSTEIN, The Princely Collections, Vaduz-Vienna

VALUES WORTH SHARING

**«Was wir über Anliegen wissen, haben wir über 26 Generationen gelernt.»**

S.D. Prinz Hubertus von und zu Liechtenstein,  
Mitglied des Stiftungsrats der LGT Group Foundation seit 2021



**Private Banking**

[lgt.at/values](https://lgt.at/values)